Illustrirtes Sonntags-Blatt

der

„Thorner Presse“.

Verlag von C. Dombrowski in Thorn.

№ 7.	3. Quartal.	1886.

Der Millionenerbe.

Roman von **Siegmund Bernhardt.**

(Fortsetzung.)

[7]

Plötzlich wurde ziemlich laut an einem der geschlossenen Fensterläden gepocht und erschreckt sprangen die Zunächstsitzenden auf und gaben den Andern zu verstehen, daß irgend Jemand Einlaß begehre.

„Die Polizei!“ riefen Alle und Jeder beeilte sich, seine Person in Sicherheit zu bringen; aber ein aus dem Munde der Mutter Zicka kommendes kräftiges „Unsinn! — Sitzen bleiben!“ — besänftigte im Augenblick die aufgeregten Gemüther.

„Hasenfüße, die Ihr seid!“ donnerte die Mutter Zicka mit männlicher Stimme, „wann wäre es je vorgekommen, daß die Polizei das Vergnügen in der rasselnden Kanone gestört hätte? Nein, da ist ein Fremder draußen und im Uebrigen habt Ihr Euch nicht um ihn zu kümmern.“

Wiederum wurde hastig von außen gepocht und eine Frauenstimme rief die Worte: „Um Gotteswillen — Barmherzigkeit — aufgemacht!“ „Ein Weib — wahrhaftig ein Weib!“ riefen mehrere Stimmen und der Tantelfritz sprang auf, um aus der Thür zu rennen, aber die Kanonenwirthin vertrat ihm den Weg und schrie mit einer Stimme, die dem Rasseln einer Kanone nicht unähnlich war: „Donnerwetter — bin ich noch Herr hier oder nicht? Auf den Platz, Tantelfritz oder ich will —“

Sie brauchte ihre Drohung nicht zu vollenden, ihre Gäste kannten sie und hatten überdies sämmtlich Ursache, es nicht mit ihr zu verderben, Alle blieben ruhig sitzen und ließen die Alte gewähren, welche schnell zur Thür hinausging. Vor der Thür angelangt, blieb sie stehen und fragte: „Wer ist da, braucht Jemand Hülfe?“

„Ach ja, gute Frau,“ antwortete die Frauenstimme von vorhin, „erbarmen Sie sich unserer und der Himmel wird Sie segnen. Hier liegt meine Mutter, eine arme, kranke Frau — wir sind obdachlos und wissen nicht, wohin wir uns wenden sollen.“

„Obdachlos!“ brummte die Wirthin, welche gern das Gesicht der Sprecherin erforschen wollte, um zu sehen, ob dieselbe jung und hübsch sei. „Warten Sie einen Augenblick, ich komme gleich wieder.“ Damit entfernte sie sich und kehrte nach kurzer Zeit mit einer Laterne zurück. Bei dem Schein derselben sah sie, daß das junge Mädchen, welches bittend vor ihr stand, von hoher Schönheit sei. Wenige Schritte von der Thürschwelle lag eine alte Frau an die Hausmauer angelehnt, sie hatte die Augen geschlossen und schien zu schlafen.

„Meine Mutter ist hier ohnmächtig zusammengesunken,“ schluchzte das Mädchen, „ich habe sie bis hierher beinahe getragen, da sie durch eine Lähmung die Füße fast garnicht brauchen kann. Ich flehe Sie an, geben Sie uns für die Nacht nur eine Ecke, in der ich die Mutter betten kann.“

Die Kanonenwirthin überlegte. Ein hübsches Mädchen, dachte sie, kann, wenn das Elend es zwingt, immer bezahlen, was es schuldig ist. Mit diesem Gedanken war der Entschluß der Mutter Zicka gefaßt. Sie half dem Mädchen die Ohnmächtige in's Haus bringen und leuchtete dann mit ihrer Laterne in's obere Stockwerk, wo sie neben dem sogenannten blauen Zimmer ein Stübchen hatte. In demselben stand ein reinliches Bett, ein Tisch und mehrere Stühle. Die Wirthin zur rasselnden Kanone half die leblose Gestalt hierher bringen, legte sie auf das Bett und wusch ihr die Schläfen mit einer starken Essenz so lange, bis die Arme



Liebst du Blumen? (Mit Text auf Seite 56.)

die Augen aufschlug und mit sehr matter Stimme fragte: „Wo bin ich — wo ist mein Kind?" —

„Hier, Mutter!" rief das junge Mädchen, „wir sind vorläufig geborgen, diese gute Frau" — sie zeigte auf die Wirthin — „hat uns aufgenommen. Wie sollen wir soviel Liebe danken?"

„Na, dazu wird ein so hübsches Mädchen schon Gelegenheit finden," sagte Mutter Zicka mit einem frechen Blick, den jedoch das Mädchen ebensowenig, wie den Sinn ihrer Worte verstand. „Und jetzt will ich Ihnen etwas für den Magen heraufschicken, ich muß hinunter — meine Gäste werden ungeduldig."

„So sind wir hier in einem Gasthaus, liebe Frau?"

„Freilich und in einem der besten in der Stadt," lachte die Alte und ging. Als sich dieselbe entfernt hatte, warf sich das Mädchen vor dem Lager seiner Mutter nieder und küßte die welken Hände, die auf der Bettdecke lagen.

„Verzeihe mir, Mutter," flüsterte das Mädchen mit inniger Stimme, „vergieb mir, daß ich Dich in diese entsetzliche Lage gebracht habe. Aber wir durften nicht von dem Sündengelde leben, das uns der Notar übersandt als Preis für Eberhardt's Treulosigkeit."

„Es ist ein Räthsel, Emilie — ein Räthsel," murmelte Frau Gaster — denn es waren die beiden Frauen, die wir in der dem Notar gehörigen Miethskaserne kennen gelernt haben. „Konnten wir an jenem Abend, an welchem Eberhardt sich von uns entfernte, um den Notar um Schonung zu flehen, ahnen, daß er nicht zu uns zurückkehren werde? Was hat diesen Unmenschen bewogen, den ihm völlig gleichgültigen Arbeiter in sein Haus aufzunehmen, ihn wie einen vornehmen Mann leben zu lassen und ihn so zu beherrschen, daß Eberhardt sich vor Dir, die Du schon zehnmal ihn in jenem Hause aufsuchtest, zu verbergen. Weine nicht, mein Kind, sondern sage mir Deine Ansicht?"

„Was kann ich sagen, Mutter," schluchzte Emilie, „als daß Eberhardt mich nie geliebt haben kann, sonst hätte er sich durch nichts bestimmen lassen, uns jede Nachricht zu verweigern, mich also auf diese Weise der Verzweiflung preiszugeben. Ach, daß ich sterben könnte!"

„Du wirst leben, mein Kind," erwiderte die arme Gelähmte, „Du wirst und mußt leben, denn Du bist jung; ich aber bitte den lieben Gott, mich zu erlösen, und Dir diese Last abzunehmen. Nein, nein — ich täusche mich nicht, mein Kind, ich bin Dir eine große Last. Doch nun laß uns wieder auf unser Thema kommen. Welche Interessen kann Taubert mit Eberhardt verfolgen, es müssen sehr wichtige sein, dafür sprechen alle Umstände."

„Gewiß," fuhr Emilie fort, indem sie ihre Thränen trocknete, „der Notar muß einen großen Vortheil im Auge haben, sonst hätte er nicht diese Opfer gebracht. Ich will ganz davon absehen, daß er Eberhardt in einer gewissen Wohlhabenheit leben läßt, aber auch uns stellte er eine sehr hübsche Rente zur Verfügung, die uns gewiß willkommen gewesen wäre — wenn sie nicht aus den Händen dieses Mannes hervorging. Was versprach er uns nicht Alles? Wir sollten sorgenfrei in aller Bequemlichkeit leben, wir sollten später eine größere Geldsumme erhalten, wir sollten miethefrei ein besseres Quartier in seinem Hause bewohnen und Alles nur unter der einen Bedingung, daß wir in jeder Beziehung auf Eberhardt verzichteten, bis er freiwillig zu uns zurückkehren würde. Sieh', Mutter, hätten wir diesen schimpflichen Vertrag angenommen, wir könnten jetzt, statt die Wohlthätigkeit fremder Menschen zu erbitten, herrlich und in Freuden leben, aber mir wäre das Herz darüber gebrochen und in jedem Augenblick hätte mir eine innere Stimme zugeflüstert: „Du lebst von dem Kaufpreis, um den Du Deine Liebe verkauft hast. Nein, lieber den Tod, als solch' Dasein ohne Ehre, ohne Zufriedenheit und ohne — ihn!"

„So liebst Du ihn noch, thörichtes Mädchen?"

„Ja, Mutter, ich liebe ihn. Ich weiß es, daß er gern zurückkehren möchte zu uns — wenn er nur dürfte."

„Aber Du hast Dich doch selbst überzeugt, daß man ihn nicht mit Gewalt hält, daß er frei umhergeht in der Kleidung eines reichen Mannes."

„Gewalt hält ihn nicht, wenigstens keine physische. Schlimmer aber als diese ist die moralische und sie übt Taubert über ihn aus. Aus welchen Motiven, mit welchen Mitteln — das wird uns stets ein Geheimniß bleiben." In diesem Augenblick drang ein wüster Lärm, ein brüllender Gesang, ein viehisches Toben und Schreien an die Ohren der beiden Frauen. Zu Tode erschrocken richtete sich die Wittwe, so gut es ihr gelang, auf dem Bette in die Höh' und lauschte, während Emilie zur Thür eilte, welche sie vergeblich zu öffnen versuchte.

„Man mordet sich unter uns," stöhnte die Wittwe, „o Gott im Himmel, wohin sind wir gerathen. Oeffne doch die Thür."

„Sie ist verschlossen — das Fenster vergittert." Schaudernd blickten die beiden Frauen einander an. Eine Ahnung, wo sie sich befänden, durchzuckte sie. Ehe sie jedoch ihre Meinung darüber austauschen konnten, kam ein wuchtiger Schritt über die Treppe und wenige Augenblicke später wurde die Thür von außen aufgeschlossen. Die Wirthin trat ein und stellte eine Schüssel mit Suppe und einem Stück Fleisch auf den Tisch. „Da," sagte sie, „das wird Sie stärken — lassen Sie sich's schmecken."

„Madame," erwiderte Emilie, „ich bitte Sie, uns offen mitzutheilen, was unter uns vorgegangen ist und wo wir uns eigentlich befinden."

Mutter Zicka lachte roh und unbändig. „Wo Sie sich befinden? Mein Gott, im Wirthshaus „Zur rasselnden Kanone", ich denke, mein Hotel ist weit und breit bekannt, und über den Lärm da unten können Sie sich beruhigen — das sind meine Lämmer, die sich ein wenig aus Langeweile die Köpfe blutig schlagen."

Die Wittwe stöhnte auf und sank in die Kissen zurück; Emilie faltete sprachlos die Hände und sah bebend in das entstellte Gesicht der Wirthin. Da wurde die Thür aufgerissen und ein schwarzhaariger, junger Mann mit blassem Antlitz und funkelnden Augen trat ohne Rücksicht auf die Frauen in das Zimmer.

„Mutter Zicka — auf ein Wort," flüsterte der Tantelfritz, während seine Blicke lüstern auf den reizenden Zügen und der jungfräulichen Figur des Mädchens hängen blieben. Emilie trat bestürzt zurück und flüchtete mit einem leichten Aufschrei an das Bett der Mutter.

„Keine Furcht, mein Engel," lachte der Bandit, „ich habe jetzt nicht Zeit zu Liebeleien, aber ich werde Dich nicht vergessen." Und zur Wirthin gewendet, sagte er leiser: „Der Mann ist da — schließe das blaue Zimmer auf." — Die Inhaberin der Verbrecherkneipe warf noch einen beobachtenden Blick auf die armen Wesen, welche in ihre Höhle gerathen waren, und verließ dann mit dem Tantelfritz die Stube, welche sie wiederum von außen verschloß. Auf der Treppe stand in einen weiten Mantel gehüllt ein Mann, der sein Gesicht unter der Krempe eines breiten schwarzen Filzhutes verbarg. Die Mutter Zicka grüßte ihn durch ein vertrauliches Augenblinzeln, — offenbar war ihr der nächtliche, geheimnißvolle Gast bekannt — dann schloß sie den neben dem Zimmer der Frauen befindlichen Raum auf und ging den Männern voran, um Licht anzuzünden. Erst als die Wirthin sich entfernt hatte, warf der Fremde seinen Mantel ab und legte den Hut bei Seite. Er stand nun in einer vornehmen Livree mit blanken Knöpfen — es war Robert, der Kammerdiener Erich's, Baron von Ristow!

Siebentes Kapitel.

Auf der Bahn des Verbrechens.

Das Gesicht des „treuen" Dieners drückte nicht gerade inniges Behagen und große Freude aus, als der Gauner ihm jetzt die Hand zum Gruß bot und sagte: „Es ist hübsch von Euch, daß Ihr gekommen seid. Ihr waret in der letzten Zeit so stolz, hattet Eure alten Freunde so ganz vergessen, daß ich wirklich dachte, ich müßte ein Geheimmittel anwenden, um Euch ein wenig zur Besinnung zu bringen. Ihr wißt doch, was ich meine, alter Freund?"

Der Kammerdiener zuckte zusammen, doch bezwang er sich und erwiderte unbefangen: „Wie soll ich Eure Gedanken kennen!"

„Na, mir soll's nicht darauf ankommen, Eurem, wie es scheint, schon altersschwachen Gedächtniß zu Hülfe zu kommen," grinste der Tantelfritz. „Aber solltet Ihr denn garnicht mehr daran denken, wie Ihr mit meinem Alten zusammen in Untersuchungshaft — ich nenne das Kind beim rechten Namen — gesessen habt, wie Ihr die ganze Schuld auf meinen Alten gewälzt und der für Euer Geld den ganzen Einbruch und Mordversuch auf sich nahm? Mein Vater hatte die Beweise in Händen, um Euch für einige Jahre in's Zuchthaus zu bringen, er hätte es klar legen können, daß Ihr ihm die Thür geöffnet, die zum Schlafzimmer des alten Engländers, bei dem Ihr damals dientet, führte — aber er dachte an Weib und Kind, nahm Euer Geld und saß für Euch hinter den Eisengittern. Er ist im Zuchthaus gestorben. Ihr aber waret damals recht dumm, Ihr vergaßt, Euch die Beweise ausliefern zu lassen — ich habe sie in Händen und die Sache ist noch nicht verjährt. Ihr seid doch nicht böse, daß ich mein einziges Erbtheil zinsbringend angelegt habe und Euch von Zeit zu Zeit zur Ader lasse?"

Der Kammerdiener hatte die Hände krampfhaft geballt. „Bursche!" stieß er hervor, „Du ruinirst mich mit Deinen Erpressungen!"

„Habt Ihr meinen Vater nicht ruinirt, he? Antwort!"

Robert hatte sich abgewandt, Thränen der Wuth standen ihm in den Augen. „Was verlangst Du wieder?" fragte er endlich mit tonloser Stimme.

„Tausend Mark, Alterchen — aber ich lasse nicht handeln."

„Tausend Mark — bist Du wahnsinnig? Ich bin ja nur ein armer Diener."

„Oho, man kennt Deine Einkünfte. Du stehst an der vollen Krippe und sättigst Dich auch nach Herzenslust. Ein Griff in die Kasse Deines Herrn —"

„Genug — jetzt höre mich an. Ich werde Dir tausend Mark zahlen, aber nur gegen Auslieferung der Beweise. Willst Du oder nicht?"

(Fortsetzung folgt.)

Eine Radikalkur.

Bühnenhumoreske von Hans Heinrich Schefsky.

(Nachdruck verboten.)

Auf dem Divan seiner Studirstube hielt der Regisseur des Hoftheaters in B. seine Siesta, blickte träumerisch den aufsteigenden Rauchwölkchen seiner Havanna nach, nahm ab und zu ein Schlückchen Mokka aus der auf einem kleinen Tisch neben ihm stehenden Tasse und war soeben im Begriff, dem Gott Morpheus einen kleinen Tribut zu entrichten, als der schrille Ton der elektrischen Klingel ihn aufschreckte.

„Ein alter und ein jüngerer Herr sind draußen und lassen bitten," meldete das Dienstmädchen.

„Haben sie ihre Namen genannt?" fragte der Künstler ungeduldig.

„Jawohl, aber ich habe sie nicht verstanden; der ältere Herr meinte jedoch, er wäre ein Freund vom Herrn Oberregisseur. Ich glaube, er hieß Bürgermeister —"

„Adler?" rief der Regisseur erfreut.

„Jawohl, Bürgermeister Adler!" rief eine kräftige Stimme von Außen, und auf der Schwelle des Studirzimmers erschien ein älterer, stattlicher, grauhaariger Herr, hinter ihm ein junger Mann von etwa 20 Jahren, dessen Gesichtszüge Geist und Intelligenz verriethen.

„Willkommen, alter Freund!" rief der Regisseur und reichte dem Bürgermeister beide Hände. „Das ist ja eine reizende Ueberraschung — nimm Platz — Cigarre gefällig? Selma, Kaffee für die Herren — wahrscheinlich Dein Sohn, wie? Kolossale Aehnlichkeit — gerade so sahst Du vor 25 Jahren aus, weißt Du, alter Junge, als wir damals zusammen die Universität besuchten. — Ja, ja, wie die Lebenswege sich scheiden, heut bist Du Bürgermeister, ich Regisseur des Hoftheaters — aber Du sprichst ja gar nicht? Junge, was bist Du still geworden!"

„Ich dachte, Einer immer nach dem Anderen, und diesmal warst Du der Andere, ich der Eine. Aber nun zur Sache, mich führt eine große Bitte zu Dir, wenn Du willst — ein Kummer, eine Art väterlicher Verzweiflung."

„Ich ahne," erwiderte der Regisseur lächelnd, „Dein Sohn will zur Bühne gehen; sein sanftes Erröthen zeigt mir, daß ich den Nagel auf den Kopf getroffen habe."

„Das hast Du," seufzte der Bürgermeister, „mein Richard ist sonst ein guter, verständiger Junge, er hat mit 18 Jahren sein Abiturientenexamen glänzend bestanden, worauf ich ihn nach Heidelberg schickte, um ihn Philologie studiren zu lassen. Nun kommt mir der Junge in den großen Ferien nach Hause und theilt mir eines schönen Tages mit, er werde nicht mehr auf die Universität zurückkehren, sondern sich fortan der Kunst widmen, denke Dir die Tollheit — er will Schauspieler werden!"

„Aber, lieber Papa," mischte sich der junge Mann jetzt in die Unterhaltung, „mit diesen Worten beleidigst Du ja Deinen Freund; ist er nicht selbst Schauspieler und hat er nicht auch für diesen Beruf den Lohn seiner Studien preisgegeben?"

„Ich danke Ihnen für Ihre Vertheidigung, junger Freund," erwiderte der Regisseur, „aber ich muß Ihrem Papa unbedingt beistimmen. Sie verweisen mich auf meine eigenen Erfolge; aber ich bin nicht eingebildet und thöricht genug, um mir einzureden, daß ich dieselben nur meiner Tüchtigkeit verdanke. Glauben Sie mir, ohne Glück, ohne Protektion säße ich heut an irgend einem kleinen Stadttheater, hätte ein geringes Einkommen, dafür aber desto mehr Arbeit und Aerger. Nein, nein, die Laufbahn eines Schauspielers hängt zu sehr von glücklichen Zufällen ab, sie bietet zu wenig Sicherheit, als daß man ihretwegen ein gutes Brodstudium aufgeben dürfte."

„Aber, ich empfinde Begeisterung und Befähigung für die Kunst," rief Richard, „ich verzichte freudig auf alle Glücksgüter, wenn ich nur meine edlen Ideale verwirklichen darf!"

„Den hat aber der Theaterteufel schon recht fest," murmelte der Regisseur, „da giebt es nur ein Mittel." Dann bat er den jungen Mann, ihm einige Verse vorzusprechen, und nachdem Richard sich seiner Aufgabe nicht ohne Talent entledigt hatte, forderte der Regisseur ihn auf, sich für einige Minuten in den Nebensalon zu begeben, da er mit dem Vater über seine Zukunft sprechen werde. Als der Künstler mit seinem Freunde, dem Bürgermeister, allein war, sagte er: „Höre, alter Freund, Dein Sohn leidet im bedenklichen Grade an der Theaterkrankheit, gegen welche unsere Aerzte bis jetzt noch kein Mittel erfunden haben."

Der Bürgermeister rang die Hände. „Aber mit diesem Bescheide kann ich nicht nach Hause zurückkehren," jammerte er, „meine Frau wäre unglücklich, und wenn meine Frau unglücklich ist, dann habe ich alle Veranlassung, es auch zu sein, und wenn wir Beide es sind, dann sind es ihre Dienstmädchen und meine Beamten, und die Familien meiner Beamten, durch diese wiederum ihre Freunde und Bekannten, und so machst Du meine ganze kleine Stadt mit ihren 10 000 Einwohnern unglücklich, wenn Du mir den Bengel nicht auf den richtigen Weg zurückbringst."

Die beiden Freunde lachten herzlich über diese Auseinandersetzung; dann erwiderte der Regisseur: „Nun, ich will einen Versuch machen, Dir zu helfen und ein Mittel anwenden, welches schon in einigen Fällen Erfolg hatte. Wir müssen Gift mit Gegengift vertreiben, Dein Sohn wird durch mich ein Engagement an einer kleinen Bühne erhalten."

„Was — Du willst ihm noch behilflich sein, Du willst seiner Kunstbegeisterung —"

„Einen Dämpfer aufsetzen. Wenn diese Meerschweinchenexistenz*), die er an der kleinen Bühne, an welche ich ihn schicke, beobachten wird, ihn nicht zurückschreckt, dann ist ihm nicht mehr zu helfen, dann besitzt er außer seiner Befähigung die Kraft der Entsagung, ohne welche noch kein wahrer Künstler groß geworden ist. Ludwig Devrient, Davison, Dessoir — sie Alle haben ihren Ruhm mit Schmerzen erkauft. Nun, ich hoffe zu seinem eigenen Besten, daß Dein Richard jene Kraft der Entsagung nicht besitzt. Jetzt wollen wir ihn rufen, und Du theilst ihm mit, daß Du ihm zwar Deine Einwilligung und Deinen Segen, nicht aber einen rothen Heller für die Künstlerlaufbahn mitgiebst."

„Nein, das ist grausam!" sagte der Bürgermeister kleinlaut, „ich kann doch den armen Jungen nicht nackt und bloß in's rauhe Leben stoßen."

„Das ist meine Bedingung, ohne welche meine Arznei nicht wirkt. Du kannst Dich übrigens beruhigen, Dein Sohn wird die stolze Gage von 40 Mk. monatlich erhalten, und damit verhungert man nicht."

Der Bürgermeister willigte ein, und auf den Ruf des Regisseurs trat Richard mit klopfendem Herzen und in höchster Spannung, sein Urtheil zu vernehmen, ein. Jubelnd umarmte er seinen Vater, als er hörte, daß er schon in 14 Tagen die geliebten Bretter betreten sollte.

„Da wird Distelbach einen schweren Stand haben," murmelte der Hausherr, als Vater und Sohn sich entfernt hatten, „aber der brave Schmierendirektor nebst seiner ehrenwerthen Familie haben schon Manchem die Lust zur Bühne benommen. Es giebt da nur zwei Wege; entweder man nimmt nach den ersten drei Tagen Reißaus oder — man wird Distelbach's Schwiegersohn. Na, zu diesem Grade der Verrücktheit wird sich der Sohn meines Freundes hoffentlich nicht aufschwingen!"

An einem heiteren Sommermorgen wanderte Richard Adler von der Bahnstation nach dem kleinen Flecken, in welchem Direktor Distelbach gegenwärtig seinen Musentempel aufgeschlagen hatte. Riboldshausen, so wollen wir jenen Flecken nennen, galt in der Umgegend als klimatischer Kurort und war wirklich, rings von prächtigen Waldungen eingeschlossen, romantisch schön gelegen. Die Herrlichkeit der Natur, der lachende Sommertag, das Bewußtsein, am Ziel seiner Wünsche zu stehen, das Alles ließ Richard schnell den Abschied vom Elternhause vergessen, und, ein fröhliches Burschenlied anstimmend, schritt er am Waldessaum entlang.

„Sind wir nicht zur Herrlichkeit geboren,
Sind wir nicht gar schön emporgedieh'n?"

klang es von seinen jugendlichen Lippen, und eine kräftige Baßstimme, welche hinter den Bäumen hervorkam, setzte fort:

„Malz und Hopfen sind an uns verloren,
Haben uns're Alten oft geschrie'n!"

Richard blieb stehen und lauschte; aber ehe er noch darüber nachdenken konnte, wer hier das fröhliche Studentenlied habe ertönen lassen, theilte sich das Gebüsch und ein elegant gekleideter Herr begrüßte ihn.

„Es ist das erste Mal während der drei Jahre, die ich nun hier bin," sagte der Fremde, „daß ich eines meiner alten Burschenlieder von einem Anderen zu hören bekomme, als von mir. Mein Name ist Bergmann, ich bin der hiesige Arzt. Sie sind ohne Zweifel Student, mein Herr?"

„Ich war es," erwiderte Richard.

„Also schon fertig mit dem Studium, schon Examen bestanden?"

„Dieses weniger," war die Antwort des jungen Mannes, „ich habe mein Studium aufgegeben, um einen anderen Beruf zu wählen."

„Einen anderen Beruf — so, so. Nun, ich will nicht neugierig sein, aber wenn Sie in unserem Städtchen verweilen, so werden Sie hoffentlich öfters in die Kneipe „Zum goldnen Löwen" kommen. Wenn wir Beide dort am Honoratiorenstammtisch unsere Burschenlieder zum Besten geben, dann machen wir Sensation. Sie müssen mir das versprechen, junger Freund."

„Herzlich gern, Herr Doktor," erwiderte Richard, der indeß seinem neuen Bekannten ebenfalls seinen Namen genannt hatte, „aber Sie erweisen mir wohl den Gefallen und sagen mir, wie ich nach dem Theater des Herrn Distelbach komme."

„Nach dem Theater, Sie wollen doch nicht etwa die Vorstellung besuchen? Versäumen Sie nicht Ihre Zeit damit, wer sieht sich denn diese miserablen Komödianten an."

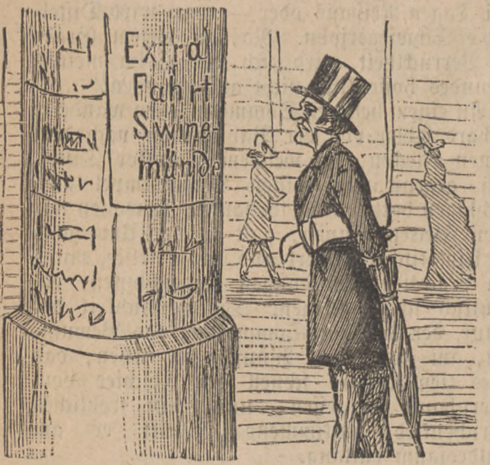
Richard wurde bei dieser vernichtenden Kritik nicht wohl zu Muthe; „nun, ich hoffe, daß man von meinen Leistungen nicht dasselbe sagen wird," erwiderte er.

„Von Ihren Leistungen — Sie wollen doch nicht etwa — Sie sind doch nicht? — Machen Sie keine schlechten Scherze."

„Ich bin ein neu engagirtes Mitglied des Herrn Direktor Distelbach."

*) Meerschweinchen nennt man im Theaterjargon eine kleine, umherziehende Theatergesellschaft, ohne Disciplin und künstlerisches Wirken.

Eine Vergnügungsreise.



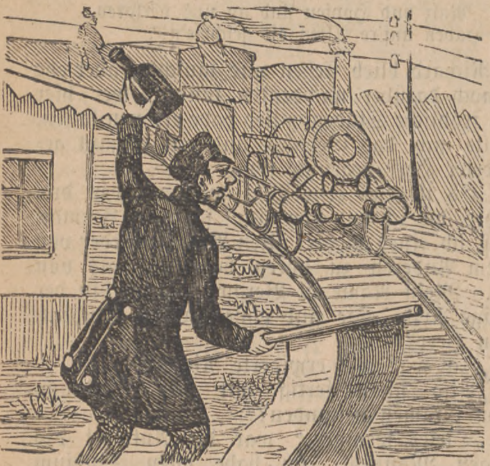
Der Herr Kalkulator Mulmich hat es sich schon längst vorgenommen, eine Vergnügungsreise nach der See zu unternehmen; er liest an den Anschlagsäulen, daß eine Extrafahrt nach Swinemünde stattfinden solle, und beschließt, nebst seiner besseren Hälfte daran Theil zu nehmen.



Meinungsverschiedenheiten wegen des Preises eines Reise-Kostüms der Frau Kalkulator, welches um zwei Mark theurer geworden, wie veranschlagt war, erzeugen in dem Herrn Kalkulator ein Gefühl der Unzufriedenheit, welches ihn auch auf dem Wege zur Bahn begleitet.



Der Schalterbeamte weigert sich, Herrn Mulmich die Billets zu verabfolgen, da die Extrafahrt nur für Vergnügungsreisende veranstaltet sei, Herr M. aber zu mißvergnügt aussehe, um auf Vergnügen schließen zu lassen. Auf das Versprechen, sich amüsiren zu wollen, werden die Billets endlich gegeben.



Für die Vergnügungszüge haben die Bahnwärter die Weisung erhalten, sich besonderer, dem Charakter des Zuges angemessener Signalzeichen zu bedienen, damit die Reisenden nach keiner Richtung hin Ursache zum Mißvergnügen finden können.



In Swinemünde angelangt, sind alle Gasthöfe bereits besetzt, man bemüht sich deshalb wegen eines Privatlogis, aber auch dieses kann nur pro Tag für 10 Mark ohne Beköstigung erlangt werden, da ein Engländer bereits 8 Mark geboten hatte.



Am Strande. Frau M.: „Sage mir doch, lieber Mann, warum wird denn das Wasser immer weniger, je länger man hinsieht?" Herr M.: „Ja siehst Du, liebe Karoline, sowie es Dich nur sieht, hat es genug und zieht sich zurück, was man Ebbe nennt."



Am Leuchtthurm. Lootse: „Seh'n Se, bester Herr, wenn ick nu blos noch Eenen aus't Wasser gezogen habe, denn kriege ick die Rettungsmedaille, aber et will Keener 'rinfallen." Mulmich: „Aber, lieber Mann, was machen Sie denn, Sie stoßen mich ja mit Gewalt ins Wasser — Hülfe!"



Morgens um 4 Uhr will man den Sonnenaufgang ansehen. Inselbewohner: „Hier steigt die Sonne aus dem Meere, die Strahlen brechen sich an den Wellen, der Anblick ist großartig." Mulmich: „Ich sehe ja nichts." Inselbew.: „Ich sehe Alles sehr deutlich, Sie müssen sich nur den Nebel hinwegdenken."



Herr Mulmich hat sich beim Anblick des Sonnenaufganges einen kolossalen Schnupfen zugezogen, so daß er nach seiner Rückkehr vier Wochen lang das Bett hüten muß. Er beabsichtigt, im nächsten Jahre seine Badereise nicht über die heimischen Gestade des Plötzensees auszudehnen.



Morgengruß. (Mit Text auf Seite 56.)

Der Doktor fuhr auf, als hätte ihn die Tarantel gestochen. „Sie wollen unter diese Schmierenbande?“ rief er entsetzt. „Sie, ein früherer Student — das ist Wahnsinn! Nehmen Sie mir meine Heftigkeit nicht übel,“ setzte er ruhiger hinzu und zeigte auf ein größeres Haus, das am Anfang einer engen Straße stand — „hier ist das Wirthshaus, in welchem Distelbach sein Wesen treibt. Schade, schade, daß Sie nun nicht an den Stammtisch kommen können, aber des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Guten Morgen.“ Damit verließ er Richard, der ihm ziemlich verblüfft nachschaute. Was meinte nur der Doktor damit, daß er nicht an den Stammtisch kommen könne, verlor er denn dadurch sein Recht, mit gebildeten Menschen zu verkehren, weil er sich unter Distelbach's Leitung der Kunst widmen wollte? Richard sollten bald in dieser und mancher anderen Beziehung die Augen aufgehen.

Direktor Distelbach, ein korpulenter, glatzköpfiger, älterer Mann, dessen breites, durch unzählige Runzeln bedecktes Gesicht eine gewisse Gutmüthigkeit verrieth, lag mit einem sammetnen Königsmantel bedeckt auf seinem Bett, als sein neues Mitglied sich bei ihm meldete. Durch einen kräftigen Stoß seines unbekleideten Fußes ließ er von einem Sessel ein Bündel vergilbter Noten und Rollen herunterfliegen und lud Richard zum Sitzen ein. Der junge Mann blickte sich scheu um; wie armselig erschien ihm seine ganze Umgebung. Außer einem Bett, drei Stühlen, einem wackligen Tisch und einer hölzernen Bank waren im Salon des Herrn Direktor weiter keine Möbel zu entdecken. Auf der Bank standen einige alte Kochgeräthe, in einer Ecke dieses Zimmers, auf einer Kiste, ein Petroleumofen, dessen Flammen die heutige Familiensuppe zu erwärmen schien. Aus seinem Nachdenken wurde Richard durch die Stimme des Herrn Direktors aufgeschreckt.

„Haben Sie einen Frack?“ fragte Distelbach.

„Natürlich, Herr Direktor.“

„Dann können Sie ihn heut Abend meinem Schwiegersohne borgen, er spielt nämlich den Doktor Klaus, Sie müssen den Referendar Gerstel spielen.“

„Ja aber, Herr Direktor, die Rolle ist mir ja völlig unbekannt.“

„Die lernen Sie bis heut Abend — Sie besitzen doch weiße Handschuhe?“

„Natürlich, Herr Direktor.“

„Na, dann können Sie auch den Gerstel spielen. Wie steht es denn mit Ihrer Handschrift?“

„Sie wurde immer für schön gehalten, Herr Direktor.“

„Das freut mich, da müssen Sie gleich ein paar Dutzend Theaterzettel für heut Abend schreiben, vergessen Sie aber die Bemerkung nicht, die am Rande steht, schreiben Sie recht groß und deutlich: „Haararbeiten werden von der Frau Direktor sauber und billig angefertigt.“ Das ist so eine kleine Nebeneinnahme für meine Frau, davon werden die Kinder bekleidet und kriegen Schuhwerk. Und nun gehen Sie mit Gott, miethen Sie sich eine Schlafstelle und kommen Sie um vier Uhr auf die Bühne, da wollen wir eine kleine Probe halten.“

Richard ging — mit Gott, aber auch mit schwerem Herzen; hätte er nicht das Buch und die Rolle in seiner Hand gefühlt, er hätte an einen Traum geglaubt. Er wußte, daß die Mitglieder kleinerer Bühnen oft mit Nahrungssorgen zu kämpfen haben, aber solches Elend, solch' handwerkmäßiges Betreiben der Kunst hatte er nicht erwartet; und wenn er daran dachte, daß die bedeutendsten Talente sich fünf, acht, zehn Jahre lang an solchen Schmieren herumgetrieben hatten, bis ein glücklicher Zufall sie in die Höhe gerissen, wenn er sich sagte, daß er vielleicht seine ganze Jugend in solchen Verhältnissen zubringen werde, dann wurde ihm doch beklommen zu Muthe, und er mußte unwillkürlich an die Fleischtöpfe Egyptens denken.

„Ach, was, es haben es Alle durchmachen müssen, ich werde es auch aushalten!“

Mit diesen Worten wollte er seiner Stimmung Herr werden, und, um sich zu zerstreuen, ging er auf das Wohnungsmiethen aus. Aber diese Sache hatte ihre Schwierigkeiten. Er sah genug Zimmer, die ihm gefielen, die Vermiether waren auch freundlich gegen ihn; sobald sie aber hörten, daß er „Schauspieler“ sei, wurden sie unhöflich, brachen die Verhandlungen kurz ab, und Einige gingen sogar so weit, ihm die Thür vor der Nase zuzuwerfen.

„Na, das sollte mir fehlen,“ rief ihm eine leicht erregbare Fleischerfrau auf die Straße nach, „mein Zimmer an einen Spieler zu vermiethen, einmal und nicht wieder. Bei Nacht und Nebel ist mir der Kerl vorige Woche durchgegangen, die Miethe für zwei Monate nicht bezahlt, beim Kaffeekochen hat er von meinem neupolirten Tisch die Politur heruntergebrannt und wenn ich's auch nicht beweisen kann, so möchte ich es doch beschwören, daß, so oft der Kerl durch den Laden kam, ein Ende Wurst oder ein Stück Schinken in seine Rocktasche gewandert ist. Lieber lasse ich das Zimmer ein Jahr leer stehen, ehe ich solches Pack wieder in's Haus nehme.“

Richard war entsetzt, er ging in einen Gasthof und beschloß vorläufig noch kein Zimmer fest zu miethen und erst die Probe und den Abend abzuwarten. Auch im Hotel mußte er Alles, was er aß und trank sofort baar bezahlen, der verwöhnte Sohn des Bürgermeisters hätte aufschluchzen mögen vor Wuth und Entrüstung, als er sich so über die Achsel angesehen, als unsicherer Kantonist behandelt und beobachtet sah. Dabei berechnete er, daß er, wenn der Direktor ihm nicht einen Vorschuß bewilligte, in einigen Tagen seinen Verpflichtungen im Gasthof nicht mehr werde nachkommen können; seine Baarschaft war sehr gering, da ihm von Hause nicht ein Pfennig mitgegeben war. Um vier Uhr trat er den Weg nach der Probe an, auf dem Marktplatz kam ihm Doktor Bergmann gerade entgegen, Richard faßte schon an den Hut um zu grüßen, aber der Doktor trat schnell in das nächste Haus, als wolle er eine öffentliche Begrüßung vermeiden.

Auf einer kleinen, spärlich erleuchteten Saalbühne, deren Dekoration von der Hand eines schlechten Stubenmalers hergestellt zu sein schien, stand Direktor Distelbach mit seiner Frau, umgeben von seinen vier Töchtern und drei Schwiegersöhnen, zu denen sich noch ein nicht der Familie angehörendes Subjekt gesellte, welches Müller hieß und Idiot vom reinsten Wasser war.

„Herr Adler, unser neues Mitglied,“ stellte Distelbach vor, „meine Gattin, die Frau Direktor, meine Töchter Theodora, Isedora, Flora und Dora — meine Schwiegersöhne Herr Schwefelmeier, Herr Kleinschmidt und Herr Schultze und dies ist Müller, Chargenspieler, Chor, Souffleur, Theatermeister, Zettelträger, besorgt die Requisiten, reinigt Kleider und Stiefeln und besorgt meiner Gattin die nothwendigsten Gänge.“

„Und das Alles für freie Wohnung, Mittag- und Abendbrod,“ ließ sich eine dünne Stimme seufzend vernehmen.

„Halten Sie den Mund, Müller,“ riefen der Direktor und seine Schwiegersöhne gleichzeitig, „klingeln Sie, die Probe kann beginnen.“

Und sie begann. Von derselben ist nichts zu berichten, als daß Richard, trotzdem er seine Rolle erst am Morgen erhalten hatte, bei Weitem am sichersten dieselbe wußte, daß er in den Szenen, in welchen er unbeschäftigt war, von den Seitenkoulissen aus souffliren mußte, und endlich, daß Dora, die jüngste, unverheirathete Distelbach'sche Tochter von einer Zärtlichkeit und Natürlichkeit in den Liebesszenen war, wie sie Richard weder erwarten, noch wünschen konnte. Was seine Rolle betraf, so hatte er sich vor der Probe mit derselben ziemlich zurecht gefunden, aber, nachdem der Direktor und seine drei Schwiegersöhne ihm Jeder eine andere Auffassung empfohlen hatte, wußte er nicht mehr, wie er stehen und gehen, sprechen und sich bewegen sollte und so wurden diese vier Auffassungen in eine Mißgeburt verschmolzen, welche nicht verfehlte, am Abend schallendes Gelächter hervorzurufen. Ja, Richard wurde ausgelacht, verhöhnt, sobald er sich auf der Bühne blicken ließ, mit Pfeifen und Zischen begleitete das Publikum sein Spiel und der Jubel erreichte den Höhepunkt, als der unglückliche Liebhaber während einer Liebeserklärung mit dem morschen Stuhl zusammenbrach und sich sanft niedersetzte, indem er seine Beine der ganzen Länge nach in die Höhe streckte.

„Herr, Sie sind ein Esel,“ rief ihm der Direktor zu, nachdem der Vorhang gefallen war, „für vierzig Mark kann ich Sie nicht brauchen, aber, wenn Sie für die Hälfte bleiben wollen —“

Richard antworte nicht — sein Entschluß war gefaßt. Doktor Bergmann lag im süßesten Schlummer, als ein heftiges Ziehen an seiner Nachtklingel ihn aufweckte. „Da muß ja Jemand sehr gefährlich erkrankt sein,“ murmelte er, indem er das Fenster öffnete, kaum aber hatte er auf die Straße geblickt, als er überrascht ausrief: „Mein Gott, da steht ja der Tausendkünstler von heut Abend unten!“ Einige Minuten später führte der Doktor Richard in sein Arbeitszimmer.

„Herr Doktor,“ sagte der Sohn des Bürgermeisters, „ich wende mich an Sie, weil ich glaube, daß Sie als ehemaliger Burschenschafter mir helfen werden. Ich will zu meinen Studien zurückkehren, denn ich habe gerade genug vom Schauspielerleben. Ich weiß nicht, ob es Ihnen bekannt ist, wie miserabel man mich heute Abend behandelt hat?“

„Natürlich ist es mir bekannt,“ lachte Doktor Bergmann, „ich habe ja am lautesten gepfiffen und gezischt. Aber nun freut es mich herzlich, daß Sie Vernunft angenommen haben und ich stehe Ihnen gern mit Rath und That zur Verfügung.“ — — — — — — —

Es war im vorigen Jahre, als ich in einem der besuchtesten Badeorte Schlesiens einige Wochen in sehr anregender Gesellschaft zubrachte. Zu derselben gehörten in erster Reihe Professor Dr. Adler von der Universität in H., Sanitätsrath Dr. Bergmann aus M., früher in Riboldshausen, und der bekannte Oberregisseur in B.

Eine Waldmeisterbowle spendete uns ihren würzigen Duft, als Professor Adler uns vorstehende Erzählung aus seinem Leben zum Besten gab. Wir lachten herzlich und fragten den Oberregisseur, ob er später einmal bei einem Anderen seine Radikalkur wieder angewandt habe. „Es ging nicht mehr,“ erwiderte er lachend, „Distelbach hat keinen Fremden mehr engagirt, denn — er hat bald darauf seinen vierten Schwiegersohn gefunden.“

Eine Kriegslist.

(Nachdruck verboten.)

Orcan der Zweite, Sultan der Türken, war von Asien nach Europa gedrungen. Furcht und Schrecken ging vor seinem Namen her, Brand und Zerstörung bezeichnete jeden seiner Schritte. In seinem Uebermuthe hielt er sich für unwiderstehlich, sah schon das ganze Abendland zu seinen Füßen liegen, den Halbmond aufgerichtet auf allen Zinnen, wo jetzt das Kreuz prangte.

Auch zu dem Fürsten von Serbien sandte er die Aufforderung, sich ihm zu unterwerfen, und mit folgenden stolzen Worten richtete sein Gesandter dieselbe aus: „Fürst, der König der Könige, mein Herr, befiehlt Euch, ihn als Euern Oberherrn anzuerkennen, ihm Gehorsam zu schwören und Tribut zu zahlen. Wollet Ihr ihm Euch willig unterwerfen, so wird er Euch ein gnädiger Herr sein; weigert Ihr Euch jedoch, so wird er ein Heer schicken, Euer Land zu zerstören, dessen Anzahl größer sein wird, als sämmtliche Körner, welche in diesem Sacke enthalten sind." Bei diesen Worten schütteten die Begleiter des Gesandten einen Sack voll Getreide vor den Augen des serbischen Herrschers aus.

Tief entrüstet von einem solchen Hohne, bewahrte dieser doch seine Würde und forderte den Gesandten auf, ihm drei Tage Bedenkzeit zu gestatten und dann wiederzukehren, um seine Antwort zu vernehmen.

Nach Ablauf der bewilligten Frist erschien der Türke wiederum vor dem Fürsten, der ihn, umgeben von den Würdenträgern seines Reiches, empfing. Er wiederholte seinen Auftrag und ließ abermals einen Sack Getreidekörner auf den Boden ausschütten. Statt aller Antwort wurden auf einen Wink des Fürsten die Thüren des Saales geöffnet und herein stürzte Geflügel aller Art in buntem Gemisch, das sich gefräßig auf das Getreide warf und es nach wenigen Minuten verzehrt hatte.

„Dies meine Antwort," sagte der Fürst mit Hoheit. „Meldet Eurem Herrn, sobald seine Krieger mein Gebiet betreten, werde es ihnen ergehen wie diesen Körnern."

Mit unermeßlichem Jubel vernahmen die Serben diese Worte ihres Herrn. Begeistert zogen sie ihre Schwerter, gelobten Gut und Blut für ihn zu lassen. Nur seine Eigenschaft als Gesandter schützte den Türken vor Mißhandlungen.

Wuthentbrannt vernahm der Sultan die ihm gesandte Antwort. Sofort ließ er ein großes Heer in Serbien einrücken. Der Weg führte durch einen dichten Wald, und aus Furcht vor einem Ueberfall marschirten die Krieger in geschlossenen Reihen und ließen vorsichtig ihre Augen spähend nach allen Seiten schweifen. Kein menschliches Wesen war zu sehen; aber plötzlich schien der Wald sich zu bewegen. Mit nicht weniger Entsetzen, als einst Macbeth, gewahrten dies die türkischen Krieger, und nicht weniger verderbenbringend sollten diese Bäume für sie, wie einst jene für den Schotten sein. Ein furchtbares Krachen ließ sich vernehmen, ein Baum nach dem andern stürzte zu Boden, riß die Türken in seinem Fall mit sich und begrub sie unter seiner Schwere.

Der Fürst von Serbien hatte vorausgesehen, welchen Weg die Türken nehmen würden, und in aller Stille die Stämme der sämmtlichen Bäume durchsägen lassen, so daß sie, erschüttert von den Tritten der Krieger, zusammenbrachen und so wie mit einem Schlage das Heer vernichteten. Was nicht getödtet wurde, gerieth in serbische Gefangenschaft.

Vielleicht hat der Sultan, als er die Niederlage seines Heeres erfuhr, wie einst Kaiser Augustus nach der Schlacht im Teutoburger Walde ausgerufen: „Varus, Varus, gieb mir meine Legionen wieder!" Die Serben waren aber weniger glücklich, als die Deutschen, welche sich mit diesem Schlage für immer vom Joche der Römer befreiten, während Serbien später dem Andringen der Osmanen nicht zu widerstehen vermochte und noch lange unter türkischer Oberherrschaft stand. S.

Weine nicht, Mutterherz.

Skizze von **Elise Schulze.**

(Nachdruck verboten.)

Leise kosend zogen die Frühlingswinde über mich hin und das stille, weltabgeschiedene Plätzchen, das ich mir ausgesucht, um mich ungestört in die Lektüre eines der Werke meines Lieblingsschriftstellers Dickens zu versenken. Ich saß unter einer uralten Linde, nahe dem ländlichen Gottesacker, und hatte den Blick frei über die stillen, schmucklosen Gräber, die breiten Wege zwischen ihnen, wenn ich einmal das Auge von meinem Buche hob und die Gedanken lostrennte von den Schicksalen Dickens'scher Frauen und Männer, Jünglinge und Jungfrauen. Und ich weiß selbst nicht, wie es kam, daß mein Blick heute so besonders oft den gedruckten Lettern untreu wurde und meine Gedanken sich immer und immer wieder mit ganz anderen Dingen beschäftigten, als den Schicksalen der Helden meines Romans.

Da öffnete sich plötzlich die morsche Kirchhofspforte, ein kleiner, mit bunten Blumen geschmückter Sarg wurde hineingetragen in den stillen Garten des Todes; hinter ihm schwankte, auf den Arm eines kräftigen, düsterblickenden Bauern gestützt, ein bleiches, junges Weib. Fassungslos schluchzte sie vor sich hin und als der kleine Zug vor der winzigen Gruft hielt, die der greise Todtengräber eben erst geschaufelt, riß sie sich wie irrsinnig von dem Gatten los und ihr Jammergeschrei erfüllte die Luft und erfüllte auch meine Seele mit unendlichem Mitleid für die Arme, die ihr Liebstes rettungslos von sich getrennt sehen mußte. Aber schon wurde meine Aufmerksamkeit von der weinenden Mutter wieder abgelenkt. Dicht an meinem Plätzchen vorüber kam ein zweiter Leichenzug; ein weißer Sarg, vier Bretter nur, die kunstlos zusammengenagelt, stand auf einem jammervollen Gefährt, ein junger, roh aussehender Bursche trieb mit ungehörigen Witzen den halbverhungerten Gaul zur Eile an. Hinterher aber schritt in einer Entfernung, die es für einen in die Verhältnisse Uneingeweihten hätte fraglich erscheinen lassen, ob er hier eine Leidtragende vor sich hätte, eine alte, sehr, sehr ärmlich, aber doch sauber gekleidete Frau. Ein winzig Sträußlein von Rosmarin und Nelken hielt sie noch, halb unter der Schürze verborgen, in der schwieligen Hand, die immer redlich gearbeitet hatte um das tägliche Brod.

O ich kannte die Greisin wohl! Sie war lange Zeit eine treue Dienerin gewesen in meinem Vaterhause, und jetzt wußte ich auch, wen sie so thränenlos hinausführte nach dem stillen Ort, der uns Allen zuletzt Grund und Boden zur eigenen Heimath anweist. Es war der einzige Sohn, das einzige Kind, welches Jahre hindurch das höchste Glück der armen Arbeiterin gewesen, als der brave, gute Mann allzufrüh schon von ihrer Seite gerissen worden, dem sie sich in herzlicher Jugendliebe zu eigen gegeben.

„Mein Junge ist der höchste Stolz meines Lebens!" hatte ich sie oft sagen hören. Dann aber erwähnte sie lange des Sohnes nicht — er war in die Fremde gegangen und die Leute erzählten, in schlechter Gesellschaft ein schlechter Mensch geworden, der seines Vaters ehrlichen Namen schändete. Und später, später tönte es plötzlich durch das ganze Dorf: Martha's Einziger habe sich zum Diebe gemacht, zum Räuber und sei zu Zuchthausstrafe auf Jahre hinaus verurtheilt worden. Die arme Mutter war in einer Nacht zur Greisin geworden; ihr Haar war jetzt weiß wie der Schnee, der auf ihrem Dache lag. Aber sie sagte kein Wort, des Sohnes Namen erwähnte sie nicht mehr.

Jahr reihte sich an Jahr; eines Tages aber kam ein todsiecher Mann in das Haus der Wittwe. Wortlos öffnete sie ihm die Thür; die Leute aber wußten es Alle, sie hatte den entlassenen Zuchthäusler bei sich aufgenommen, den verlorenen Sohn, der nun endlich erlöst war von seinen Leiden und der bitteren, bitteren Reue über sein vergeudetes Leben.

Ohne mich anzusehen, war die Alte an mir vorübergeschritten; ich schaute ihr tiefbewegt nach, bis meinem Blicke wieder die junge, jetzt zurückkehrende Mutter begegnete, die eben auch ihr Liebstes in die Erde senken gesehen. Und im Impulse des Augenblicks erhob ich mich und eilte auf sie zu.

„Weine nicht, Mutterherz," sagte ich und faßte ihre beiden Hände, „weine nicht! Weißt Du denn, welchem Jammer und Elend Dein Kind durch diesen frühen Tod entgangen?" Und als mich das junge Weib mit so großen, erstaunten Augen ansah, deutete ich auf den armseligen Sarg des Verbrechers. „Da drinnen schläft auch Einer, den seine Mutter einst mit Jubel begrüßte — jetzt dankt sie Gott für sein Scheiden, für seinen Tod, den sie offen nicht einmal besprechen kann, war doch aus ihrem kleinen Lieblinge ein Elender geworden, den Recht und Gesetz verfehmt!"

Der beste Trost.

(Nachdruck verboten.)

„Ein gutes Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen," sagt ein altes, wahres, oft gebrauchtes Sprichwort, und dennoch sind bei Weitem nicht Alle, die es anwenden, im Stande, den ganzen Werth dieses großen Schatzes zu ermessen. Sagt sich wohl Jeder in den Stunden der Ruhe, daß ein böses Gewissen Qualen, ein gutes Trost und Beruhigung bereite, so wird doch nur erst der das volle Gewicht dieser Wahrheit begreifen, auf dessen Haupt sich Haß, Neid und Verleumdung thürmen, dessen Brust giftigen Pfeilen, ungerechten Angriffen zur Zielscheibe dient und dem kein anderes Zeugniß zur Seite steht, als das seines eigenen reinen Gewissens. Wie milder, erfrischender Himmelsthau auf die von den Strahlen der glühenden Mittagssonne versengte Pflanze herniederträufelt und sie wieder aufrichtet, so erhebt dieses Bewußtsein über alles Niedere, Erbärmliche, erhält selbst nach den schweren Schlägen des Geschickes und den noch schwereren, welche uns die Schuld der Menschen beigebracht, die Theilnahme am Leben wach und flößt mit heiligender Wärme die Hoffnung und das Vorgefühl besserer kommender Tage ein. Ein Engel des Trostes, tritt das Zeugniß eines guten Gewissens zum Lager des Sterbenden und läßt ihn vertrauensvoll zu jenem Lande der Vergeltung hinüberschlummern. Wenn alle Erdengüter ihren Werth verlieren, Erdenfreunde und Würden hinter uns zurückbleiben, ist der einzig treue Begleiter, der uns nicht verläßt, mit uns zum Throne des Allerhabenen tritt und für uns spricht: „Das Zeugniß eines guten Gewissens."

Buntes Allerlei.

Liebst du Blumen? (Zu unserem Bilde auf Seite 49.) Wie könnte der Zauber der Blumen mehr zur Geltung kommen, als wenn wir sie in der Hand eines unschuldigen, lieben Kindes erblicken? Wie die Blumen ihre Sprache besitzen, so auch das Kinderauge, durch welches wir bis auf den Grund des Herzens hinabsehen können; wie das Kind wird die Blume gehütet und gepflegt, damit sich aus der Knospe die herrliche Blume entwickele; wie die Blume durch einen einzigen Sturm gebrochen und entblättert werden kann, so liegt bei dem Kinde die Gefahr nahe, daß Unverstand und Unwissenheit in der Erziehung die trefflichsten Anlagen im Keime ersticken. Kind und Blume — wie nahe, wie verwandt sind sie einander, und nur natürlich ist es, wenn wir eine bejahende Antwort aus Kindermund vernehmen auf die Frage: „Liebst du Blumen?"

Gute Aufschneider. Zwei fidele Studenten saßen beim Schoppen und wetteten, wer am besten aufschneiden könnte. — „Denke Dir, sagte der Eine, „da habe ich einen Wein getrunken, der war so sauer, daß er, wenn man einen Omnibus damit bespritzte, diesen in eine einspännige Droschke verwandelte." „Das ist noch gar nichts," versetzte der Andere, „kennst Du den Fahnenwein nicht?" „Nein, laß hören." „Er ist so sauer, daß er, beim deployirten Bataillon auf die Fahne gegossen, dieses nach der Mitte zusammenzieht." „Ich bin geschlagen," sagte der Erste, „hast Du aber schon einen Kaffee getrunken, der so schwer ist, daß er nicht allein aus der Kanne herauskonnte?" „Nein," erwiderte lachend der Andere, „neulich aber lernte ich einen Engländer kennen, welcher auf der Eisenbahn so schwere Cigarren rauchte, daß der Zug eine zweite Lokomotive vorlegen mußte, um von der Stelle zu kommen."

Hagelversicherung. Ein alter Landmann versicherte auf vieles Zureden des Lehrers sein Getreide bei einer Hagelversicherung. Drei Tage später kam ein heftiges Gewitter und die Felder des Landmanns wurden durch ein furchtbares Hagelwetter verwüstet. Der alte, ehrliche Oekonom ging spornstreichs zum Lehrer, blieb in der Thür stehen und rief: „Meister, Meister! do häbt wei die Bescheerung! Wat kann dat Versichre nötzen! Nau leid 't all am Boden!" Als der Lehrer ihm nun auseinandersetzte, daß die Gesellschaft ihm mindestens baar dreitausend Mark zahlen würde, da ging ihm ein Wachslicht auf. „Meister!" sagte er, „gai bönnt nit so domm, as gai üt sieht!"

Der Schnellläufer. Ein Schnellläufer sammelte nach vollendetem Lauf die milden Gaben ein. Unter die Gesellschaft mischte sich ein ehrlicher Pfahlbürger, der dem Laufe nicht zugesehen hatte. Als der Schnellläufer an ihn herantrat mit dem Tellerchen, fragte der Bürger: „Wofür?" „Ich habe gelaufen!" „Ei, der Deuxel, was brauchen Sie zu laufen? Gehen Sie doch langsam!"

Homonym.

In der Nähe eines Feuers
Hat man stark mich oft geseh'n;
Auch ließ ich als großer Meister
Schöne Werke viel ersteh'n.

Was ich dir als Erstes nenne,
Oftmals lästig ist es sehr;
Was ich dir als Zweites nenne,
Ist am Leben nun nicht mehr.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Charade.

Unter der Charade Siegel
Hüllt mein Silbenpaar sich ein;
Schwingt die Erste ihre Flügel,
Lullt sie dich in Schlummer ein.
Wenn die And're sich erweitert,
Dann muß Jene vor ihr flieh'n,
Herz und Himmel wird erheitert,
Und die grauen Schatten zieh'n.
Meinen Theilen, groß und wichtig,
Unt rwirft sich die Natur;
Oft entbehrlich, klein und nichtig
Bin ich in dem Ganzen nur.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Doppelter Werth.

Originalzeichnung für unser Blatt.



A.: „Lieber Freund, ich muß Sie dringend bitten, mir nun endlich die rückständigen 30 Mk. zu zahlen, Sie wissen doch, daß in der heutigen Zeit das Geld doppelten Werth hat."

B. (nachdem er 15 Mk. auf den Tisch gezählt hat): „Ja, ganz recht, hier sind 15 Mk., bitte nun um Quittung über das Ganze."

Räthselhafte Inschrift.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Scherzaufgabe.

Wo giebt es die meisten Schlösser?

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung der Scherzaufgabe aus voriger Nummer:
Im türkischen Wappen.

Auflösung des Rebus aus voriger Nummer:
Zwei, die stets zusammen halten.

Morgengruß. (Zu unserem Bilde auf Seite 53.) Es ist früh am Tag. Das blonde Susel hat soeben das Bett verlassen, und nun tritt es, die Wangen von dem gesundesten Kinderschlaf, wie man sich ihn nur denken kann, lieblich geröthet, den Suppenlöffel in der Hand, jauchzend vor die Thür, um da draußen die guten Freunde zu begrüßen, den Hahn und die Hennen und die Mietze, während die Mutter in der Küche das Süppchen für das Kindel kocht. Als aber das Susel auf die Schwelle tritt, da lacht die Sonne mit ihren heitersten Strahlen, die Blumen im Gärtchen nicken im leisen Morgenwinde, die Mietze schnurrt behaglich, aber der Hahn richtet sich stolz auf und ruft's hinaus in die weite Welt:

Kikeriki, kikeriki!
Unser Susel ist wieder hie!

Wir werden Ihnen sogleich die Originale schicken. Bei Ausbruch des französischen Krieges ging einer Berliner Export-Kunsthandlung von einem Pariser Export-Kunstgeschäft der Auftrag zu, demselben schleunigst eine große Anzahl von Photographien der preußischen und sonstigen deutschen Generale zugehen zu lassen. Statt der so sehnlichst erwarteten Sendung erhielt das Pariser Haus die Antwort: „Kopien sind nicht mehr vorräthig, wir werden Ihnen sogleich die Originale schicken."

Auch gut! Ein Bauernbursche prügelte den vor seinen Karren gespannten Hund ganz unbarmherzig durch. Kommt der Prediger seines Dorfes des Weges gegangen und stellt ihn wegen dieser Rohheit zur Rede. Trotzig antwortete der Bursche: „Der Hund gehört mir; mit seinem Eigenthum aber kann man machen, was man will!" „Sieh, sieh, wie klug Du bist," sagte der Pastor, ein handfester Mann, und läßt seinen Stock eine Weile auf dem Rücken des Burschen tanzen, „dieses spanische Rohr hier ist mein Eigenthum!"

Dienstfertigkeit. Eine Dame, die schon über das kanonische Alter hinaus war, wollte in's Bad reisen und erschien deshalb auf dem Paßbureau, um sich einen Paß ausfertigen zu lassen. Als sie ihr Begehren angebracht, wandte sie sich mit der freundlichen Bitte an den Sekretär, doch nicht in dem Passe zu bemerken, daß sie einäugig sei. — „Ja" sagte dieser, „das geht nicht — das Signalement muß genau sein, jedoch aus Rücksicht auf Ihre Jugend und aus persönlicher Hochachtung gegen das schöne Geschlecht will ich schreiben: Schwarze Augen, eins abwesend."

Hauswirthschaftliches.

Flüssigen Leim herzustellen. Man verdünne Salzsäure mit dem gleichen Gewicht Wasser, setze unter stetem Umrühren so lange bestes Zinkweiß hinzu, bis kein Aufbrausen mehr stattfindet, und gieße, nachdem die Lösung einige Zeit der Ruhe überlassen wurde, die klare Flüssigkeit von dem sich etwa gebildeten Bodensatze ab. Andererseits wird bester Cölner Leim in ein Tuch gewickelt und mittelst eines Hammers in möglichst kleine Stückchen zerschlagen. Diese werden mit der Zinklösung übergossen und zum Lösen an einen warmen Ort gestellt. Ist der Leim gelöst und die Lösung etwa zu dünn, so lege man einfach noch Leim hinein. Der so zubereitete Leim giebt ein vorzügliches Klebemittel, welches für den Haushalt unentbehrlich ist.

Räthsel.

Wir sind fünf Schwestern, schlank und rund,
Entsprungen aus der Erde Grund,
Stets hart, mitunter auch wohl spröde,
Doch lohnen wir den regen Fleiß.
Bei Mädchen ist von uns die Rede,
Die ziehen uns bald an, bald aus,
Und tragen oft uns aus dem Haus;
Die Knaben rühren uns kaum an.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung der Räthsel aus voriger Nummer:
Christnacht. — Ehe.

Redigirt von **John Schwerin** in Berlin.
Gedruckt und herausgegeben von **John Schwerin's Verlag, A.-G.,** in Berlin W., Behrenstr. 22.